

## Menschenwürde?

Nach dieser emphatischen, vielleicht gegen Ende zu pathetischen Einleitung für diesen Essay komme ich nun erneut von dem Gewünschten ab, frage in einer durch das Erleben Jean Amérys geleiteten Dekonstruktion nochmals nach dem Begriff der Menschenwürde, seinem Verlust, seinem Dasein als leere Phrase und seinem möglicherweise anderen, weil wirksamen Gesicht.

Améry schrieb *Jenseits von Schuld und Sühne*, oder vielmehr arbeitete an den darin versammelten Essays seit 1964, dem Jahr des ersten Auschwitzprozesses in Frankreich, bis diese Arbeit 1977 mit der Veröffentlichung einer Neuauflage und eines neuen Vorwortes endete. In diesem Vorwort spricht er direkt im ersten Satz davon, dass die Jahre, die zwischen dem Arbeiten an diesem Buch vergangen, keine guten waren.<sup>2</sup> Der Grund ist so einfach und doch so unverständlich, wie er erschreckend ist. Und er gilt heute, 2021, leider weiterhin, weswegen es mir neben dem Inhaltlichen ein politisches Anliegen ist, seine Worte zu wiederholen – auch wenn ich mir damit vielleicht zu viel herausnehme, da er es nicht mehr gut oder schlecht heißen kann. Der Grund ist also, dass »[k]eck ein altneuer Antisemitismus wieder sein widriges Haupt [erhebt], ohne daß er Empörung hervorrief«.

An dieser Stelle muss ich seinen Text erweitern, denn dies gilt nicht nur für Deutschland, sondern für die überwältigende Anzahl der Länder Europas, aber auch für die Staaten der USA, die Türkei und so viele andere Länder. Und er kommt nicht allein. Der Antisemitismus verbindet sich mit Frauenfeindlichkeit, mit Feindlichkeit gegen LGBTQIA\*-Personen, mit klerikalem Fanatismus, mit Antiziganismus und Rassismus, so wie er es schon oft getan hat, um der Alterität und dem Pluralismus den Kampf bis auf den Tod anzusagen und zu beginnen.

Also ist es nicht unverständlich, eher völlig einsichtig, dass Améry davon spricht, dass er die Würde, die Menschenwürde, zuerst in einem Essay abtut, nicht weil er sich von ihr abwendet, sondern weil er nicht weiß, wie er mit ihr umgehen, was sie darstellen soll. Umso

---

<sup>2</sup> Vgl. Jean Améry: *Jenseits von Schuld und Sühne*, S. 7.

erstaunlicher ist es dann, dass er sie aber im abschließenden Essay seines Buches wieder aufnimmt.<sup>3</sup> Ihr – und das sei vorweggegriffen – eine grazile, geradezu anmutig schöne und kraftvolle Gestalt gibt: das Zurückschlagen.

Den Verlust erleben, wie er es getan hat, kann nicht annähernd dadurch eingefangen werden, wenn man ihn, wie ich es mache, nachschreibt. Doch es ist nun nach dem Freitod Amérys, der zum Zeitpunkt meines Schreibens 43 Jahre zurück liegt, nicht mehr möglich, dass er selbst diese Abwendung und ihre Aktualität genauso wie ihr Wiedererstarken im Zurückschlagen neu auflegt und noch einmal seine beständig den Antisemitismus bekämpfende Stimme erhebt.

Seinen Verlust bestimmt er im Schreiben über das Erleben der Tortur: Hier kann ich nur ihn selbst für eine längere Passage sprechen lassen. Denn, wenn es um die Erfahrung geht, die er in der Festung Breendonk gemacht hat,

[v]on dort drang kein Schrei nach Außen.<sup>4</sup>

Dann bleibt nur, ihn, seine Sprache, zu lesen:

Dort geschah es mir: die Tortur.

Wenn man von der Tortur spricht, muss man sich hüten, den Mund zu voll zu nehmen. Was mir in dem unsäglichen Gewölbe in Breendonk zugefügt wurde, war bei weitem nicht die schlimmste Form der Folter. Mir hat man keine glühenden Nadeln unter die Fingernägel getrieben, noch hat man auf meiner nackten Brust brennende Zigarren ausgedrückt. Nur stieß mir dort zu, wovon ich später noch werde erzählen müssen; es war vergleichsweise gutartig, und es hat auch an meinem Körper keine auffälligen Narben zurückgelassen. Und doch wage ich, zweiundzwanzig Jahre nachdem es geschah, auf Grund einer Erfahrung, die das ganze Maß des Möglichen keineswegs auslotete, die Behauptung: Die

---

3 Vgl. ebd. S. 17.

4 Ebd. S. 53

Tortur ist das fürchterlichste Ereignis, das ein Mensch in sich bewahren kann.<sup>5</sup>

Welche Kraft liegt in diesen Worten. Améry schafft es innerhalb dieser Zeile Allgemeinheit und Singularität eines Ereignisses zu verknüpfen. Geht es um das, was ihm widerfahren ist, so stellt er es als eine unter anderen dar, als Tortur in Relation zu den verschiedenen Ausgestaltungen anderer Torturen. Er bleibt aber nicht an diesem Punkt stehen, sondern sieht von dort die Allgemeinheit der Tortur, als das Fürchterlichste, »was ein Mensch in sich bewahren kann.«<sup>6</sup> So gelingt ihm eine vermittelte Darstellung von eigenem Erleben und der strukturellen Bedeutung, die dieses hat. In seinem Text schreitet er folgendermaßen voran:

Es wird aber dergleichen [die Tortur, P.H.] in sehr vielen Menschen aufgehoben, und das Fürchterliche hat keinen Anspruch auf Einzigartigkeit. Man hat in den meisten Ländern des Westens die Folter zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Institution und Methode abgeschafft. Und dennoch haben heute, zwei Jahrhunderte danach, noch Männer und Frauen von erlittener Tortur zu erzählen, niemand weiß, wieviele.<sup>7</sup>

Die Tortur und die Vielheit der Möglichkeiten ihrer Gestalt in dunklen Kellern, staubigen Höfen, hinter hohen Mauern, entlegenen Weiten oder eben direkt um die Ecke des Wohnhauses im Polizeirevier vertreiben vehement den Gedanken daran, dass es etwas bedeutet, einen vor etwas bewahrt, dass man Mensch ist. Das Faktum, Mensch zu sein, verbürgt keinen Respekt, keine Sicherheit, keine Unversehrtheit. Im Gegenteil verbürgt es unter gerade bestehenden sozialen Strukturen eher, dass man in einer bestimmten Form in Gefahr gerät, der Tortur anheimzufallen, wenn man nicht zu denen zählt, die dem Dass des Menschseins zumeist ihre Gestalt geben, nämlich: weiß, männlich, bürgerlich, christlich oder agnostisch und heterosexuell zu sein. Natürlich

---

5 Ebd.

6 Ebd.

7 Ebd.

gibt es noch andere Formen, andere Arten und Weisen, Mensch zu sein, wie man explizit Mensch sein soll, wodurch zumeist nur eine partielle Gruppe benannt wird, wobei dann sogar weiß, männlich, bürgerlich, christlich, heterosexuell zu sein bedeuten kann, dass man durch die Möglichkeit der Tortur gefährdet sein könnte.

Wegen dieser strukturellen Unsicherheit über das Menschsein auf eine bestimmte Art und Weise das Andere ausschließen, abschaffen, durch Folter austreiben zu wollen, hat dieser Abschnitt von Améry immer noch nichts an Relevanz eingebüßt. Seine allgemeineren Aussagen zur Tortur, vor allem dazu, dass es nichts Schlimmeres gebe, was man anderen Menschen in den Körper einschreiben könne, und dass die Zahl derer, die immer noch von ihr zu erzählen haben, immer noch zu hoch sind, stellen weiterhin Beschreibungen der Wirklichkeit dar.

Ich möchte noch darauf hinweisen, dass ich im Text vor diesem hier nicht deshalb über das Bannen des Mordes und über die darin liegende Grundlage für gemeinsame Akte gegen Unterdrückung und Gewalt geschrieben habe, um beim Beenden des Mordens stehen zu bleiben. Nein. Es ist ein erster Schritt in eine Welt, die sich wie ein Wunsch darbietet, in dem der Bannspruch über den Mord auch die Idee, die durch ihn verkörpert wird, bannt. Wodurch verhindert wäre, dass der Andersartigkeit, der Alterität der Raum genommen würde. Damit die Menschenverachtung selbst ihres Raumes beraubt wird, um den Raum durch Alterität und Pluralität anders zu gestalten, den Raum der Menschenwürde auszuweiten.

Vorerst aber genug von diesem Wunsch und weiter im Text mit Améry und dessen scharfem Blick auf jene alltäglichen Personen, die zu Täter\*innen werden:

Aber dann eröffnete sich fast verblüffend die Einsicht, daß die Kerle nicht nur Ledermäntel und Pistolen haben, sondern auch Gesichter: keine ›Gestapogesichter‹ mit verdrehten Nasen, hypertrophierten Kinnpartien, Pocken. Oder Messerstichnarben, wie sie im Buche stehen könnten. Vielmehr: Gesichter wie irgendwer. Dutzendgesichter. [...]

›Wenn du sprichst‹, sagten die Männer mit den Dutzendgesichtern zu mir, ›dann kommst du ins Gefängnis der Feldpoli-

zei. Gestehst du nicht, dann geht's nach Breendonk, und was das heißt, weißt du.« Ich wusste und wusste nicht. Jedenfalls verhielt ich mich annähernd wie der Mann, der eine Zeitung kauft, und redete wie vorgesehen. Sehr gerne würde ich dem mir durchaus bekannten Breendonk entgehen und aussagen, was man von mir zu hören wünschte. Nur leider sei mir nichts oder fast nichts bekannt. Komplizen? Von denen könnte ich nur die Decknamen nennen. Schlupfwinkel? Aber in die wäre man ja nur nachts geführt worden, und die genauen Adressen habe man uns niemals anvertraut. Das aber war den Männern ein allzu geläufiges Geschwätz, auf das einzugehen sich nicht lohnte. Sie lachten verächtlich. Und plötzlich fühlte ich – *den ersten Schlag*.<sup>8</sup>

Die Dutzendgesichter, wie Améry sie verächtlich nennt, die Gesichter derer, die allen gehören könnten, nichts von Grund auf Böses in sich trugen, diese Gesichter antworteten auf seine Beteuerungen, seine Aussagen, die, ob wahr oder gelogen, denselben Horizont gezeigt hätten, diese Gesichter antworteten mit dem ersten und wohl auch den folgenden Schlägen. Damit beendete ihre Gewalt das, was man irgendwie noch ein Gespräch hätte nennen können und gaben der Tortur ihren Tribut: den anderen Körper.

Damit aber nicht genug, als ob dies nicht schon reichen würde, sich eine Universalität der Menschenwürde als Irrsinn vorzustellen zu müssen, scheint Améry durch sein eigenes Erleben gezwungen, die Tortur, ihre existenzielle Bedeutung zum gesellschaftlichen Rahmen hin weiterzudenken, damit er das Erlebte auch nur irgendwie heranreicht. Denn nicht nur die Schläge sind es, die die Tortur zur Tortur werden lassen, sondern auch ihr Kontext, die scheinbare Teilnahmslosigkeit und das Desinteresse der Anderen, die weder gewalttätiger Teil noch erleidender Körper der Tortur sind und die Abgeschiedenheit und Unverfügbarkeit der Anderen, die diese Aktionen der Grausamkeit verdammen, sie – aus persönlichem Anlass oder einem Gerechtigkeitssinn heraus, spielt keine Rolle – zu stoppen wünschen, aber keinen Zugang, keinen Einlass in diese Situation erhalten. Davon handelt der nächste Part Amérys:

---

8 Ebd. 57ff.

Die Öffentlichkeit zeigt sich zumeist nicht zimperlich, wenn ihr dann und wann dergleichen Vorgänge in Polizeikommissariaten publizistisch enthüllt werden. Äußerstenfalls gibt es einmal eine Interpellation irgendeines linksgerichteten Abgeordneten im Parlament. Aber dann verlaufen die Geschichten im Sand; ich habe noch niemals gehört, daß ein prügelnder Polizeibeamter von seinen vorgesetzten Stellen nicht energisch gedeckt worden wäre. Bewirken also die simplen Schläge, die ja in der Tat ganz inkommensurabel sind mit der eigentlichen Tortur, fast nie weittragende Echowellen im Publikum, so sind sie doch für den, der sie erleidet, tief markierende Erlebnisse, um nicht die großen Worte jetzt schon zu verausgaben und klar zu sagen: Ungeheuerlichkeit. Der erste Schlag bringt dem Inhaftierten zu Bewusstsein, daß er *hilflos* ist – und damit enthält er alles Spätere schon im Keime. Folter und Tod in der Zelle, wovon man gewußt haben mag, ohne daß freilich solches Wissen Lebensfarbe besessen hätte, werden beim ersten Schlag als reale Möglichkeiten, ja als Gewissheiten vorgespürt. Man darf mich mit der Faust ins Gesicht schlagen, fühlt in dumpfem Staunen das Opfer und schließt in ebenso dumpfer Gewißheit: Man wird mit mir anstellen, was man will. Draußen weiß niemand davon, und keiner steht für mich ein. Wer zu Hilfe eilen möchte [...], hier gelangt er nicht herein.<sup>9</sup>

In der Tortur steht man allein. Es gibt kein Gegenüber. Niemanden an die\*<sup>n</sup> sich gewendet werden kann. Alle Antwort des geschundenen Körpers verhallen ungehört im Nichts der Gewalt, für die sie erzwungen werden. Erzwungen an einem Ort, abgeschieden und doch vor aller Augen. Denn die Aktion selbst, das Verschwindenlassen eines Menschen bleibt nie gänzlich unbemerkt, bleibt nur dann unangeprangert, wenn die, die sich erheben könnten, es nicht tun. Und – darin liegt die Ausweglosigkeit, der die Tortur erlebenden Person – je länger die Tortur dauert, desto klarer scheint zu werden, dass auch niemand sie verhindern kann, selbst, wenn es jemand wollte. Denn mit welchem Begehr sollten sich diejenigen Einlass verschaffen, die die Tortur beenden wollen, was gäbe es zu

---

9 Ebd. 60f.

sagen? Im Namen der Menschenwürde hältst ein? Dieser Satz würde wohl an taube Ohren branden, wird er nicht als ohrenbetäubendes Stürmen, als Flut gegen die Gehilfen der Tortur geworfen, egal wo sie sich befinden und damit eine Öffentlichkeit geschaffen, in der die Tortur nicht mehr sein kann. Doch wie an diesen Punkt gelangen? Denn er ist nicht erreicht.

Dazu möchte ich wieder Améry sprechen lassen, da seine Worte zum Ausdruck kommen lassen, welche Irrungen und Wirrungen sich bei der Anrufung der Menschenwürde zeigen:

Es ist nur wenig ausgesagt, wenn irgendein Ungeprügelter die ethisch-pathetische Feststellung trifft, daß mit dem ersten Schlag der Inhaftierte seine Menschenwürde verliere. Ich muß gestehen, daß ich nicht genau weiß, was das ist: die Menschenwürde. Der eine glaubt, sie zu verlieren, wenn er in Verhältnisse gerät, unter denen es ihm unmöglich wird, täglich ein Bad zu nehmen. Ein anderer meint, er gehe ihrer verlustig, wenn er vor einer Behörde eine andere als seine Muttersprache sprechen muß. Hier ist die Menschenwürde an einen bestimmten physischen Komfort gebunden, dort an freie Meinungsäußerung, in einem noch weiteren Fall vielleicht an die Zugänglichkeit gleichgeschlechtlicher erotischer Partner. Ich weiß also nicht, ob die Menschenwürde verliert, wer von Polizeileuten geprügelt wird. Doch ich bin sicher, daß er schon mit dem ersten Schlag, der auf ihn niedergeht, etwas einbüßt, was wir vielleicht vorläufig das *Weltvertrauen* nennen wollen. [Das heißt, P.H.] die Gewissheit, daß der andere auf Grund von geschriebenen oder ungeschriebenen Sozialkontrakten mich schont, genauer gesagt, daß er meinen physischen und damit auch meinen metaphysischen Bestand respektiert. Die Grenzen meines Körpers sind die Grenzen meines Ichs. Die Hautoberfläche schließt mich ab gegen die fremde Welt: auf ihr darf ich, wenn ich Vertrauen haben soll, nur zu spüren bekommen, was ich will.<sup>10</sup>

Diese allzu menschliche Forderung nach Unversehrtheit, stärker noch, nach einem Vertrauen darauf, dass ich nicht die einzige Per-

---

<sup>10</sup> Ebd. S. 61f.

son bin, die meine Unversehrtheit kümmert und sie bewahrt, diese Forderung erscheint nach dem Lesen der Worte Amérys wie eine Absurdität, die zu erreichen nicht erhofft werden kann; nicht unter den fortbestehenden Strukturen der Menschenverachtung: »Mit dem ersten Schlag der Polizeifaust aber, gegen den es keine Wehr geben kann und den keine helfende Hand parieren wird, endigt ein Teil unseres Lebens und ist niemals wieder zu erwecken.«<sup>11</sup>

An dieser trostlosen Stelle kommt es also vor, das Weltvertrauen, von dem schon auf den ersten Seiten dieses Essays die Rede war. Das Weltvertrauen richtet sich insofern an die Welt, als es ein Vertrauen in den Umgang miteinander ist. Es ist als Erleben wesentlich spezifischer, als es der Begriff Menschenwürde fasst; zumindest, wenn man Würde mit ihrer Erlebbarkeit nicht direkt in Verbindung bringt. Spezifischer oder konkreter ist das Weltvertrauen, weil es direkt am Verhalten der Anderen hängt, daran, uns und unseren Körpern nur zuzumuten, was gewollt ist, was gewollt sein kann – also kein Schlag beim Verhör auf dem Polizeirevier, keine heiße Zigarre auf der Haut währenddessen, und auch keine sexualisierten Übergriffe, schon gar keine Vergewaltigung.<sup>12</sup> All das sind Torturen, die nicht nur den Körper treffen, sondern in ihn eine Abgeschiedenheit durch totale Auslieferung einschreiben. Es bedeu-

---

<sup>11</sup> Ebd. S. 63.

<sup>12</sup> Um auf die Gräuel der letzten beiden Punkte noch expliziter zuzusprechen zu kommen, sei, um nur zwei Texte zu nennen, auf das 2016 bei Nautilus in Hamburg erschienene Buch *Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens* von Mithu M. Sanyal und ein Kapitel aus Virginie Despentes *King Kong Theorie* mit dem Namen *Impossible de violer cette femme pleine de vice* (auf Deutsch, worauf auch die Übersetzerin verweist, heißt dies: Diese lasterhafte Frau kann man gar nicht vergewaltigen) verwiesen. Ein eindrücklich erschreckender, denn wahrer Satz über den *Mythos Mann* aus diesem Kapitel ist folgender: »Der Mythos Mann muss so konstruiert werden, dass er seinem Wesen nach gefährlich, kriminell, unkontrollierbar ist [...] – als könnten die Männer sich nicht zurückhalten, als müssten sie sich irgendwo austoben. Das ist ein politisch gewollter Glaube, den man uns einreden will, kein natürlicher – triebhafter – Tatbestand.« (Virginie Despentes: *King Kong Theorie*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2018, S. 53.)

tet, eine\*n von der Welt, was heißt, von den Anderen abzutrennen und den Weg zurück zu diesen, wenn er gelingt, nicht mehr sein zu lassen, was er war: die Gewissheit, unversehrt zu bleiben, weil – und darauf kommt es an – die Anderen dies verbürgen.

Wie an dieser Stelle noch an Menschenwürde zu denken ist, erschließt sich nicht direkt, es ist nicht einmal einsichtig, warum dieses Konzept wieder auf den Plan kommen sollte. Vielleicht, und das ist der Weg, den ich zu gehen gedenke, weil die Würde zurückzuerlangen, sie und damit sich selbst und das Vertrauen in die Welt wiedererstarken zu sehen, ein wirksames politisches Mittel, ein Rahmenwerk sein kann, das ein Erleben ermöglicht, das davor untergegangen erscheint. Damit wäre es dann keine Wiedergeburt des Weltvertrauens nach seinem Verlust, sondern maximal eben ein Wiedererstarken, ein Moment der Grazie, insofern als das Erleben des Wiedererstarkens, dieses Weltvertrauen in den Momenten, in denen die Hegemonie kippt, die politischen Akte genau das sind, was sie sein müssen, um dieses Vertrauen zurückzugeben, die spezifischen Formen von Unterdrückung, Unrecht oder Ausbeutung zu entkräften.

Dabei geht es, da es um Vertrauen geht, um ein Gefühl. Es geht um ein Gefühl, das bestimmt werden kann als das Erleben, Anderen nicht egal zu sein, eine Bedeutung in der eigenen Unversehrtheit zu haben, und das könnte vielleicht Würde genannt werden. Es ist dabei mehr als der Moment, in dieser oder jener Rolle anerkannt zu werden, mehr als vermittelt zu bekommen, dass die eigene Position von Wert ist. Vielmehr ist es das Gefühl, angenommen zu sein als die inkohärente Pluralität an Kontexten und Verbindungen, die wir je selbst sind. Oder anders ausgedrückt, wie wir es seit mehreren Texten nicht müde werden, zu wiederholen: Wir sind Andere und das nicht allein für uns selbst, sondern als Andere unter Anderen.

Mit seiner Frage: »Was ist Würde überhaupt?«<sup>13</sup> komme ich nun ein abschließendes Mal in diesem Text zu einer längeren Passage von Jean Amérys Worten zurück:

---

13 Améry: *Jenseits von Schuld und Sühne*, S. 155.

Man kann es versuchen mit einer Umkehrung der weiter oben vollzogenen Identifizierung von Entwürdigung und Todesdrohung. Wenn ich recht überlegte, daß der Würdeentzug nichts anderes war als potenzieller Lebensentzug, dann müßte Würde das Recht auf Leben sein.<sup>14</sup>

Das ist sie also, die Würde: das Recht auf Leben, und zwar das durch die Sozialität verbürgte Recht auf Leben, zu dem dann auch ein Vertrauen gehören muss, dass dieses Recht tatsächlich besteht. Denn Améry schreibt nicht nur über eine subjektive Einstellung zur Welt, was aller Beschreibung der erlebten Gräuel die Zähne ziehen, sie von einem strukturell ermöglichten und fortgeföhrten System trennen würde. Nein, er bestimmt sich und sein Erleben der Tortur, im Rahmen der Öffentlichkeit, die es nicht interessiert und es somit ermöglicht, im Rahmen derjenigen, die es verhindern wollen, aber ohne Zugang, ohne eine überwältigende Menge an Anderen es nicht können, auch im Rahmen derjenigen, die die Gewalt verüben, und damit im Rahmen von Strukturen, die das Recht auf Leben für bestimmte Gruppen entzogen haben. Geht es im Umkehrschluss nun also um das Recht auf Leben, dann geht es um eine andere Gesellschaft, in der das Weltvertrauen wiedererstarkt, weil es von Anderen verbürgt werden kann.

Worauf es dabei ankommt, führt Améry wie folgt aus:

Auch habe ich am Ende wiedererlernt, was ich und meinesgleichen oft vergessen hatten und worauf es mehr ankam als auf moralische Widerstandskraft: zurückzuschlagen.

Ich sehe vor mir den Häftlingsvorarbeiter Juszek, einen polnischen Berufsverbrecher von schreckenerregender Rüstigkeit. Der schlug mich einmal in Auschwitz einer Bagatelle wegen ins Gesicht, so war er es gewohnt zu verfahren mit allen Juden, die seinem Kommando unterstanden. In diesem Augenblick, ich fühlte es mit durchdringender Schärfe, war es an mir, einen Schritt weiterzugehen in meinem langandauernden Berufungsprozeß gegen die Gesellschaft. Ich schlug in offener Revolte den Vorarbeiter Juszek meinerseits ins Gesicht: meine Würde saß als Faustschlag

---

14 Ebd.

an seinem Kiefer – und daß dann am Ende ich, der körperlich viel Schwächere, es war, der unterlag und heillose Prügel bekam, hatte keine Bedeutung mehr.<sup>15</sup>

**Zurückschlagen, das: eine grazile, geradezu anmutig schöne und ebenso kraftvolle Gestalt wiedererstarkten Vertrauens in die Bedeutung der eigenen Würde, in die Welt mit Anderen.**

---

15 Ebd. S. 157f.